

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

24.12.1916 (No. 52)



# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 52

Karlsruhe, Sonntag, 24. Dezember

1916

## Deutsches Gebet in der Weihnacht 1916.

Von Will Vesper.

herr, herr, nun siehe, auf Erden  
will nicht mehr Frieden werden!  
Dein Wirken ist all verdorben.  
Du bist umsonst gestorben.  
Nun hebe du auf deine Hände.  
Sie finden des Mordes kein Ende.  
Sieh an in Gnaden die Deinen,  
die Mütter, die Kinder, die kleinen.  
Sieh an die deutschen Heere:  
Sie streiten dem Lande zur Wehre.  
Sieh an die deutschen Lande:  
Sie machten dir keine Schande.  
Wir wollten die Brüder all' lieben,  
wären gern in Frieden geblieben.

Du weißt, wie sie unserer lachten,  
uns zu erwürgen dachten.  
Es ist ihnen arg mißlungen.  
Des sei dir Lob gesungen.  
Noch wollen sie es nicht sehen.  
So lehre sie es verstehen.  
Sie werden uns nicht überwinden.  
So lehre uns Frieden finden.  
Laß deine Engel nun singen,  
die alte Botschaft bringen:  
„Ehre sei Gott! Und auf Erden  
soll Frieden, Frieden werden!  
Und an den Menschen allen  
ein' Freud' und Wohligefallen!“

Inhalt: Deutsches Gebet in der Weihnacht 1916. Von Will Vesper. — Dritte Kriegswihnacht 1916. Von Geh. Konsistorialrat Dr. Paul Conrad. — Der Journalismus und die politische Seele. Von Hermann Kesser. — Die Wiedergeburt des Geistes. Von Geh. Oberregierungsrat D. Dr. Rudolf Eucken, Ord. Professor an der Universität Jena.

### Dritte Kriegswihnacht 1916.

Von Geh. Konsistorialrat Dr. Paul Conrad.

Da stehen sie dicht neben einander: Weihnachten, das Fest der Liebe und des Lichts und des Familienglücks, und das Jahr, das wohl bisher das dunkelste und tränenreichste war in der deutschen Geschichte, mit seinem Miesenerben, seinem Todesernst und seinem namenlosen Jammer. Wie eine schrille Dissonanz klingt es: Weihnachten 1916, und doch soll und muß es eine Harmonie werden. Vielleicht sagt mancher: Wäre das Fest doch erst vorüber! Nicht doch — ein traurig-ernstes, aber auch ein heilig-großes Fest soll es uns sein, diese Weihnacht 1916.

Matthias Claudius hat einmal gesagt: wer die Bibelworte recht verstehen wollte, müßte sie auf den Grabsteinen im Friedhof lesen. Ob es nicht mit Weihnachten ähnlich ist? Wer es recht feiern will, muß es in tiefer Trauer erleben. Da erst merkt er, wieviel Kraft und Trost von diesem Fest ausgehen kann. Je dunkler die Nacht, desto heller leuchten die Sterne. Je dichter das Gewölk, das sich über unserem Haupt zusammenballt, desto strahlender das Weihnachtslicht. Gerade darum, weil es uns so tiefertraurig um das Herz ist, weil unser Gemüt aufgewühlt ist in seinen letzten Tiefen, gerade darum feiern wir ja Weihnachten mit um so größerer innerer Bewegung. Was sollte jetzt aus uns werden, wenn es kein Weihnachtsfest für uns gäbe!

Kindesaugen grüßen uns heut aus der Krippe zu Bethlehem, und diese Kindesaugen verkünden uns die Liebe Gottes und überbringen eine Botschaft, wie sie nie wieder gehört wurde, und wie sie heißer nicht begehrt werden kann als in diesen Tagen, wo in dieser von Haß und Not und Sorge aufgewühlten Welt jedes Herz aufschluchzt nach Trost und Halt und Liebe.

Mit dem Weihnachtsfest kommt ein großes und heiliges Erbarmen auf die Erde. Und jedes Mal, wenn die Weihnachtsklöden läuten, schimmert ein helles Licht über diese Welt: „Es treibet weg der Trübsal Nacht, der Sünde und des Todes Nacht.“ Wo dies Licht hinkommt, da muß das Leid schwinden und das Herz stark werden mitten in aller Angst und in allem Zittern, und auch in verwirrten Seelen ringt sich die Sehnsucht empor nach Reinheit und nach Güte, und über den Gräbern liegt es wie ein süßes Zeugnis aus der ewigen Heimat: Es gibt Gemeinschaft mit der oberen Schar!

Fast wie ein Hohn klingt die Weihnachtskünde in die von Kriegslärm angefüllte Welt, wenn wir auch wissen, daß der Friede, von dem die Engelbotschaft redet, jene innere Gehorgenheit der Seele bedeutet, die ein Mensch auch haben kann im Schlachtengetöse und die er entbehren kann, auch wenn tiefer Friede ihn umgibt. Und doch steigt gerade an diesem Weihnachtsfest die Erinnerung in uns auf an die Zeit, als wir in Frieden unser Fest feiern konnten, und ein tiefer heißer Wunsch besetzt uns alle gerade an diesem Tage: wenn es doch endlich wieder Friede würde und die Waffen ruhen, des Krieges Stürme schweigen mögen. Um so mehr sollte es unser Gelübde werden, so viel an uns ist, Frieden zu halten mit allen Menschen und dafür Sorge zu tragen, daß all das Kleinliche und in dieser großen ersten Zeit doppelt nützige Prozedieren und Klagen aufhöre, das die Volksgenossen zerreiht und im Innern den Streit schürt, wo der Feind vor den Toren steht.

Von ewigen Liebesgedanken, die der himmlische Vater mit uns armen Menschen hat, redet das Fest der Liebe. Aber diese Liebesgedanken können nur da Wurzel schlagen und Segen bringen, wo die Herzen bereit sind, sie in sich aufzunehmen. Nur dann kann der Weihnachtsfrieden, nach dem wir alle verlangen, zu uns kommen, wenn unser Volk Leid und Streit aus seiner Mitte hinausstut und, in wahrer Einigkeit stark, sich von dem Kind in der Krippe segnen lassen will mit dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft und stärker als alle Not. Nicht Tod und Teufel können den Menschen schrecken, der als Ritter Gottes im Weihnachtsfrieden lebt und im Lichte der Weihnacht wandelt!

### Der Journalismus und die politische Seele.

Von Hermann Kesser.

Es gibt keinen Journalismus, keine Journalisten, keine Zeitungen und keine Zeitungsartikel; nämlich im Sinne eines geduldeten Schreibgewerbes, das sich an Politik, Leben, Wissenschaft und Kunst heftet und Angelegenheit zweiten Ranges ist.

Der Journalismus ist Politik, Leben, Wissenschaft und Kunst. Wenn nicht, um so schlimmer — nicht für den Journalismus, sondern für die Politik und das geistige Wohlbefinden eines Volkes.

Wer diesen Sachverhalt bestreitet, erklärt sich entweder bewußt-rückständig gegen das Eindringen der Vernunft in alle Daseinsfragen oder ist von historischen Vorurteilen und standeseigenen-tümlichen Denkfehlern noch nicht befreit. So ist sehr bezeichnend, daß der nächstbeste geschäftsmachende Volksgenosse mit „Journalist“ beharrlich den Reporter meint. Fällt das Wort, kreuzen sich folgende Vorstellungen: Ein Ereignis ist; einer hat den Beruf, gegen Be-

zahlung ermittelte Umstände aufzuschreiben; die Zeitung druckt es und verdient Geld. Nach einer noch primitiveren Meinung ist die Zeitung eine Sammlung von Kuriosität und Skandal, wozu beizutragen jede Einfalt befähigt ist. Minderwertige Zeitungen, die weit mehr das Produkt tiefstehender Volkskreise als schlechter Journalisten sind, bestätigen diese Auffassung. Die Presse ist dann ein Unternehmen, das Neuigkeiten erfährt, verbreitet und unter Umständen erfundet. Die Frage nach der Schwere der bloßen Tatsachendarstellung pflegen die Anhänger dieser einfachen Psychologie nicht zu stellen. Sie sehen in dieser ihrer Zeitung einen stumpfen Aufnahmeapparat, in dem sich die Rubriken selbsttätig oder durch Handgriffe herstellen, wie photographische Serien, die mittels Optik, Chemie und Mechanik entstehen. In Wirklichkeit ist diese selbstverständliche Zeitung nirgends vorhanden, wenn ihr auch die Erfindung jener einseitigen und parteilosen Presse angenähert ist, die als Provinzialblatt in der Regel von zeitungstechnischen Erfahrenten für journalistische Tätigkeit lebt. Man ermesse an dieser politisch tauben Geschäftszeitung, die sich in den letzten deutschen Jahrzehnten so unbehindert entwickeln und vermehren konnte, wie es um den politischen Blutkreislauf bestellt war. Innere und auswärtige Politik werden hier teils in einer unbeteiligten und unverbindlichen Tonart, teils im unterhaltenden Kolorist-Stil erwähnt; ein letzter Rest von journalistisch-politischem Eigenleben tritt in dieser Presse in einer besonderen Ausbildung auf: Politzeiliches steht für Politisches.

Aber weder diese Blätter, noch die Sensationszeitungen kommen ohne ein Aufgebot von menschlichen Funktionen zustande. Der ärmste Lokalreporter und Redakteur besitzt noch ein Mindestmaß von sprachlicher Fertigkeit. Was den talentierten Sonderberichterstatter betrifft, so ist er dem talentierten Durchschnittspoeten an Fähigkeit, Wissen und Zuverlässigkeit weit überlegen: Scharfe Bilder von Ereignissen augenblicklich aufzunehmen und wiederzugeben, verlangt einen energischen Blick. Gehirnarbeit ist zu tun, selbst wenn nur Häuser in Brand sind, ein Fest gefeiert wird, Menschen bestohlen oder betrogen werden. Weder Alltägliches noch Unusgewöhnliches registriert sich automatisch und objektiv. Schon auf unterster Stufe ist ein Gefühl für Stil. Es gibt nichts Neues ohne journalistische Formleistung. Mit der Stilform aber beginnt die (subjektive) Gestaltung, werden Anschauungen und Ziele vertreten. Jede Mitteilung, jede Zeile entsteht aus einer bestimmten sittlichen Sympathie. Eine Schriftgröße kann Bedeutungsgrade bestimmen, durch die Rubrik wird Partei ergriffen; das Wort ist immer lebendig, voll von Schwingungen. Der materialistische Volksgenosse tritt sich: Als technisch begeistertes und entgeistertes Zeitfind sucht er die Hilfsmittel des Zeitungsbetriebes wie Boten, Fahrräder, Auto, Telegraph, Fernsprecher und Notationsmaschine an jenen Platz, den die Köpfe und die Sprache einnehmen.

Möglichst, daß der Normalbürger, der in der heutigen Presse nur ein geistig untergeordnetes Verzeichnis der Tagesereignisse erblickt, noch unter dem Einfluß der Urzeitungen ist, die tatsächlich eine trockene Liste von wahllosen Gerüchten und Nachrichten gewesen sind. Das nie verschwindende verkehrstechnisch unentbehrliche Meldeblatt, die dürre Provinzpresse und die großstädtische Straßenzzeitung mit ihrer seitlichen Nachrichten-Typographie tragen bei, das Mißverständnis zu erhalten. Und wesentlich ist, daß im Titel der geistig ausgebaute deutschen Zeitungen bürgerlicher Parteien immer noch die Meldebienst-Eigenschaft betont wird („Taakblatt“, „Nachrichten“, „Zeitung“), selten ein Ideensymbol, eine Geistigkeit, ein Bekenntnis zu einer bestimmten Schicht, wie es überall die alarmierenden Namen sozialdemokratischer Zeitungen und die mehr literarischen Titel der verschiedensten ausländischen Blätter ausdrücken. Zeitungen, welche „Politik“, „Vorwärts“, „Die Morgenröte“, „Der Arbeiterführer“ und „Der freie Mensch“ heißen, unterstreichen vor allen Augen, daß es ihnen nicht um den Meldebienst zu tun ist. Der Volksgenosse muß in diesem Fall unwillkürlich die repräsentativ-schiefe Natur des Reporters mit einem verantwortlichen Politiker und Schriftsteller vertauschen, mit einem richtungweisenden geistigen Arbeitsmann, der seine Meinung über die Ereignisse ausspricht und nichts weniger ist als ein gering zugreifender Nachrichtenläufer.

Selbstverständlich, daß Tempo und Temperament im politischen Verhalten nicht durch Zeitunostitel hergestellt werden. Auch ist der materialistische Durchschnittsbürger, der in der Presse einen mechanistischen Vertrieb von Nachrichten sieht, nicht maßgebend. Aber sein Unterscheidungsvermögen muß trotzdem geschärft werden, denn die Presse ist eine hochgradig soziale Einrichtung. Sie ist bis auf weiteres eine Hauptform unserer politisch-geistigen Verkehrskonstitution, sie kann ohne eine empfindliche Volksgemeinschaft nicht gefördert werden. Darum wird zu kämpfen sein, auf daß der Reporter als Symbol eines entwerteten Journalismus durch einen überzeugenderen Typus ersetzt werde.

Anders als die nichtpolitischen Bürger haben die politisch erzogenen Machthaber rechtzeitig über den Reporter hinaus und an den Redakteur gedacht. Die Regierenden wußten zu allen Zeiten, daß öffentliche Worte das Beiehende konservieren oder revolutionieren können. Sie verwechselten die Presse niemals mit einem Apparat, in dem sich die Begebenheiten in einer selbstverständlichen Form abbilden. Sie witterten, daß ein sich langsam erlösende Journalistenstand die Zahl der politisch Denkfähigen vergrößerte. Ein herzliches Willkommen wurde den Zeitungen von jener Obrigkeit, die jede nichtbeherrschte Politik verwarf, niemals entboten. In seinen Memoiren stellte wohl Bismarck die Presse als „korrektiv“ der Regierung dem Parlament gleich. Eine Veranlassung, der deutschen Zeitung Schrittmacher zu sein, war für ihn, so

lange er am Werk war, nicht gegeben. Immerhin läßt sich heute jede Regierung eine qualitative Presse gefallen. Doch den Regierungen aller Länder gilt die Presse zunächst nur als ein Brunnen für die Gesinnung; zuzuschrauben und aufzuschrauben. Eine gewaltsame Uebereinstimmung zwischen Staatsleitung und Zeitung hat sich niemals bewährt. Die rückwärtslose und einseitige Bevormundung der politischen Presse zeitigt eine ähnliche Scheingesundheit wie ein gefährliches Dypat. Sie kann allerdings vorübergehend wirken, indem eine krampfhaft Unempfindlichkeit oder ein nervöses Wohlgefühl entsteht, aber ein Ertrag für die Volkskraft bleibt aus. Das alles ist durch die Geschichte und die Gegenwart, die Geschichte sein wird, so klar geworden, daß weiter nichts aufzuhellen ist. Die Männer der Presse in Hörigkeit, in einem Boidienst zu halten, dieser Wunsch wird erneut werden, so lange es Zeitungen und Abhängigkeiten gibt; nur starke journalistische Personen — auch dies ist Ergebnis der Vergangenheit und dieser Zeit — können durch Rückgrat und Leistung dieses Verhältnis moralisch richtigstellen und ins Gegenteil umkehren. So wie sich Schrifttum, Wissenschaft und bildende Kunst in ähnlichen Zwangsclammern trotz allem Druck behauptet haben. Beamte, grundsätzlich bemüht, den politischen Journalismus um seiner selbst willen aufwärts zu führen — das ist beinahe ein biologischer Widerspruch in sich selbst! Wer die Weiterentwicklung der Zeitungen auf Regierung, Diplomatie und dem fräatlich eingerichteten Informationsdienst gründen will, täuscht sich über die Presse. Weder kann dieses Ziel nebenher von beschäftigten Staatsbeamten auf dem Dienstweg verfügt werden, noch ist eine Kultur im politischen Denken durch Beschlüsse zu erreichen.

Man stelle dies fest, und prüfe besonnen, ob die deutsche realpolitisch gerichtete Staatsleitung kulturpolitisch etwas zu verschaffen hatte. Sie stand an der Spitze eines noch unausgeglichenen werdenden Volkes, das sich gestalten und endlich mehr werden wollte, als ein Volk um des Staates willen. Das Volk trug und litt daran, daß mit dem Umriß des Staates das einheitliche innerste Geistesgesetz noch nicht geschaffen war. Daher der auseinanderstrebende Zug im nationalen Geistesleben und in der Presse. Die Staatsleitung fand sich mit dieser national-zentrischen Presse gerade ab; mit einer merkbaren Passivität, wenn die politischen Zeitungen, ohne den Regierungskurs zu bekämpfen, um Lösungen rangen. „Was war den national?“ und „Was war internationale Politik?“ Die Antworten fielen abweichend aus. Einer der vielen Gründe war der geistige Föderalismus, eine Folge des Bundesstaates; Berlin ist nie Prägungstelle gewesen wie London oder Paris; der deutsche Journalismus hat sich nie in einigen wenigen politischen Zeitungen mit Millionenaufgaben verdichtet. Und der große Vorzug dieser journalistischen Kräfteverteilung (daß es zu keinem aufgezwungenen Meinungs-Monopol kam) trat international-politisch zurück. Aus seiner zwiespältigen Presse war also das deutsche Volk im Zustand schwer zu erkennen. Es wurde entweder — durch Verallgemeinerung der politisch-unsympathischen Züge — mißverstanden oder als unzuverlässig empfunden. Sicher ist, daß die politische deutsche Großpresse die geraden Linien des französischen und englischen Journalismus, der hemmungslos und abgemacht im Sinne seines beschlossenen nationalen Repertoires reden konnte, nicht ausgewiesen hat.

Wissenschaft und Schrifttum waren für diesen Mißstand lange gleichgültig. Nachdem vor Zeiten die sprachliche, literarische und wissenschaftliche Zuständigkeit der Presse verneint war, schien es, als sollte der politische Journalismus zuleitunglos isoliert bleiben. Die unfertigen politischen Ideen der Presse haben den Gegensatz zu den geschichtlichen Geisteswissenschaften noch vertieft. Hier waren die Gelehrten; mit Leidenschaft für Gewesenes, für historisch-vorsichtige Anordnung von Zahlen, Daten und Termen, vor der Gegenwart in weltflüchtiger, edel pessimistischer oder zweifelnder Gebärde. Und gegenüber die wuchernde Tagespresse, die Tageshistoriker, die Geschwindigkeitsrekorde schlugen mit Urteil, Forderung und Gebot! Der Boden für einen Brückenschlag war (entgegen der Willigkeit und Erkenntnis von Zeitungen, deren Zahl sich dann erst in den letzten zwanzig Jahren vermehrt hat) nicht so bald bereitet. In den Mittelschulen hatten die Philologen seit Jahrzehnten den Sinn von Volk, Leben, Staat und Politik auf antiken Reservationen ausgebetet. Den Gymnasiasten wurde — als etwas Uebernommenes — bemerkt, daß die Presse nichts taue: für die Jugend war der lebendige Staat ein apokryphes Gebilde, von dem sie selten hörte. Der starre Geschichtsunterricht zerlegte die Vergangenheit in eine Reihe von Herrschern und Kriegen, er begünstigte die politische Verstandesbildung nicht. Nebenbei stellten sich von den Philologen, denen dieses Lehramt aufgetragen war, manche — wie Apostaten — bei der journalistischen und politischen Kunst ein. Der Lehrstand war stark an der Akademisierung der Presse beteiligt. Noch ehe aber die Fühlung zwischen Geisteswissenschaft, Politik und Presse hergestellt war, stürzte über der Mehrzahl aller Vergangenheitshistoriker und Tages-Geschichtsschreiber die Zeit zusammen.

Der Krieg fiel auf ein Volk, das sich eben ansichten wollte, seine Politik zu vergeistigen und seine Geister zu politisieren.

Schon einige Jahre vorher hatte man nämlich angefangen, sich aus dem Schutt zu schaukeln. Die denkenden geistigen Volksgenossen näherten sich der politischen Presse. Der Begriff „Zeitungstil“, dem ältesten Inventar zur Herabsetzung des Journalismus entnommen, wurde seltener gehört. Das Wort war auch nur von denen so oft angewandt worden, die nicht willens waren, ihre Sprache öffentlich zu erproben, und an dem sprachlichen Aufstieg,

an dem journalistische Schriftsteller mitgeführt haben, nicht teilnahmen. Heute, da die ebenedem vernachlässigte Kunst des Essays langsam erlernt wird und ist, weiß man die Aufgabe zu würdigen auf größerer Tribüne in gemeinverständlicher und gefellter Form zu denken. Angehörige aller akademischen Wissensgebiete beweisen es. Die Gewöhnung an die Presse hat begonnen. Sie zwingt innerhalb der nie geschlossenen pausenlosen Fortschung das Erforschte synthetisch darzustellen und einem bereitwilligen unakademischen Verstand erreichbar zu machen. Heil jenen politisch rhythmisierten Männern, die zurzeit im Gefühl der Mitverantwortlichkeit aus ihrer fachmännischen Sonderung heraustraten! Man klage nicht zu sehr, wenn sich erweist, daß mancher Weisheitstempel, aufgerissen vom Sturm dieser Tage, keinen gewichtigen politischen Inhalt aufzuweisen hatte.

Das politische Gesicht der neueren deutschen Literatur und ihr Verhältnis zum politischen Journalismus sind in der Gedankenverbindung, die ich hier versuche, ein- und dasselbe Thema. Kein Zweifel: ein wirksames Schrifttum wirkt, ohne daß es unmittelbar zur Tagespolitik und zur Propaganda, zum Parteiwesen und zum Parteigehässigkeit wird, durchbringende und darum auch journalistisch sichtbare Strahlen. Umgekehrt: ein produktiver Journalismus ohne eine politisch fruchtbare Literatur ist unmöglich. Durch tausend Leitungen sind die beiden verbunden. War das Reich bei uns in Verwirrung geraten? — Nein, es war nicht vorhanden. — Jene Zeit, auf die diese Gegenwart folgte, besaß weder das eine noch das andere; um der Gerechtigkeit willen: sie konnte es nicht, noch nicht besitzen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege hat sich einiges Licht gezeigt und wäre auch ohne die Katastrophe nicht verloschen. Ein neues Dichter-Geschlecht hat sich zu sammeln; ohne Anschluß an die Naturalisten von ebenedem, die den Sozialismus liebten und innerhalb mehrerer Jahrzehnte das einzige größere Beispiel für einen politisch-literarischen Vorgang hinterließen; erst umdämmert von der Absicht, an der politischen Architektur von Volk und Staat mitzubauen zu müssen; immerhin entschlossene Positivisten, bereit, das Ganze und nicht nur sich selbst zu betasten. Der Unterschied zwischen dem Privatdichter und dem verantwortlichen Dichter, die beide Künstler sind, wollte Erscheinung werden. Die oben auf Drängenden fanden, daß die deutsche Literatur summm geworden sei. Sie wollten nicht blindlings einreisen; es war ja nichts einzuweisen. Sie wollten im tiefsten Glauben an unergründete und ungehobene geistige Volkskräfte einen Willensinhalt; weil nicht zu genügen schien — trotzdem das Gebiet und die Mittel der Kunst erweitert und verfeinert wurden — weder das Entdecken neuer Individualzustände noch der impressionistische Kommentar zum Leben, weder lyrische noch psychographische Bekenntnisse über persönliche Angelegenheiten, weder die brutale und unvergeistigte Abmalerei noch das naive oder verlogene Verherrlichen der Zustände.

Von den verzweifeltsten und unbefriedigten Relativisten der vorletzten Dichtergeneration war nur dürre politische Frucht zu erwarten. Sie waren froh, sich selber zu retten; der eine ergriff die Flucht, lebte sich aus und gab der Welt seine Biographie; der andere stieß in alte Hintergebäude unserer Zeit und beruhigte sich in der romantisch verklärten Vergangenheit; der dritte begab sich in eine seltene Gegend, aufs Land, in die Kleinstadtwinkel; der vierte ließ sein Dasein für ein formalistisches Prinzip verrinnen; einige farbten kämpfend und namenlos dahin. Anfang eine Sehnsucht, eine Vorbereitung. Ein schmerzlicher Ausruf war: „So ist es!“ Mancher wollte einen vorwärtstreibenden Willen erfüllen. Es gelang nicht. So spiegelte sich eine zerrissene und leidende Zeit in der Literatur. Und spiegelte sich ungefähr tren dem Gesicht, verangend und zwielichtig wie sie war. Die zitternde wirkliche Welt war sich selbst überlassen — und einem nur gesinnungstüchtigen Kreis, der für das Schrifttum nicht in Betracht kommt. Die Unerwarteten, die Zufriedenen, für die das Problem eigener oder fremder Rettung amtlich erledigt war, besahen das Leben, wie es hing, in seiner ganzen Vortrefflichkeit. (Der ängstliche Bürger entschied für sie.) Die Urelemente der schöpferischen Politik fehlten: Bewegende Kräfte, heftige geistige Münzwerte, nach denen ein beständiger politischer Journalismus hungert.

Aus dem Zusammenhang mit der Wissenschaft war der Dichter reinste ausgeschieden, nachdem sich die Dichter, die um den Naturalismus gruppiert waren, rechtmäßig gegen die abhängigen Akademiker erklärt hatten, die dem Reich-Materialismus und dem Nützlichkeits-Prinzip verfallen waren. Ihre Abtug vor einer Bildung, die auf ein unfreies wirtschaftlich-politisches Denksystem hinauslief, laut. — Aus Protest wurde der Dichter — unglücklich zu sagen! — bildungsfeindlich. Viele gingen noch weiter. Sie entschlossen sich instinktiv für die freiwillige Unwissenheit. Es war eine richtige literarische Strömung. Der verdrossene Dichter entfernte sich folgerichtig von der Politik, die genaue Kenntnisse von Menschen und gesellschaftlichen Verhältnissen voraussetzt. Politik ist doch: Hauptzweck, Hauptziele des allgemeinen Denkens und Handelns erzeugen, erkennen, bekämpfen, unterstützen, verwirklichen; je nachdem; zum Nutzen von Völkern, Staaten, eines Volkes, eines Staates, einer Klasse, einer Dynastie, einer Partei, einer Person. Es zeugt von keinem gesunden Zustand, wenn die Dichter, Umwälte der Menschenrechte, aufhören, sich als politische Individuen zu betrachten und den Anblick der Staat- und Zeitmenschlichen nicht mehr ertragen. Die Schuld wird gelegentlich zu verteilen sein.

Diese Dichter und die politische Presse hatten einander nichts zu sagen. Die Zeitung war ihnen einzig ein Weg für Reklame und

Abfah. Dabei seufzten sie über die unzulänglichen Zeitungen; aber ohne den allerwesentlichsten, den politischen Bezirk der Presse im Auge zu haben. Und siehe: Im Werk der politischen Blinden taucht auch, wenn Presse-Requisiten zu erwähnen sind, die träge reproduzierte Figur des Reporters auf (die dem unpolitischen Volksgenossen so geläufig ist!), wird die Zeitung und Zugehöriges ohne das Gefühl, daß mit aller Kraft weiterzuhelfen wäre, billig verzerrt. Eine von innen gesehene Journalistengestalt — überdies daneben auch den typischen erwerbenden Privatdichter — gab der letzten Epoche einzig Arthur Schnitzler. Vorher haben sich Fontane, Freitag und Gottfried Keller, noch mit einem politischen Bürgerbewußtsein ausgestattet, das später unterging, zur Sache der Journalisten und des Journalismus gestellt. Die künftigen Dichter werden sich bestimmen. Der verzeichnete Journalist wird verschwinden, wie der Karikatur-Soldat, den Lessing von den Eigenschaften befreite, mit denen er in der Literatur auftrat, Renommist, Schürzenjäger und Trunkenbold.

Mit der politischen Mutlosigkeit der Literaten und Dichter brach, als die europäische Luft glühend wurde, die Literatur selbst. Die Theaterkritik unternahm die ersten politischen Auszüge. Es war neu. Alfred Kerr, ein Künstler, Kritiker und Publizist, der durch sein Dasein standeserhöhend für Schrifttum und Journalismus gewirkt hat, hochgradig empfindsam für die Triebe der Zeit, trommelte aus dem Schlaf. Literarische Zeitschriften, vordem abgewandt; politisierten breit und erregt. Es war zuerst viel politische Philosophie, viel Reizung, alles erklären zu wollen, viel rankige und eoterische Eigenbrüderlei und gewiß wenig Fühlung mit den Vorgängen. Es war auch mehr eine Manifestation für den grundsätzlichen Umschlag. Wirtschaftliches wurde mit größerer und größerer Kenntnis behandelt, Fachleute taten sich kund. Die (falsche) Ueberlieferung, daß Politik eine irgendwo aufgehobene Fachwissenschaft sei, hat viele abgehalten, Näheres zu lesen oder gar mitzuwirken. (Das deutsche Dogma vom Fachmann, Produkt von Demut und Hochmut zugleich!) Mit Resignation wurde wahrgenommen: Der Fall des Parlamentariers, der sich totdredet, und der Fall des politischen Schriftstellers, der sich totdredet. Daß wenig Aussicht für Berufung zu Tat und Arbeit bestand, konnte nicht anfeuern. (Geist, Schreiben, Literatur diskreditierte ja reglementarisch für das politische Amt. Die Inhaber pflegten zu schweigen.) Aber das Ziel der politischen Volkwertung ist sichtbar geworden. Nebenbei erörterte man, ob auch fürderhin ein Dichter wegen politischer Stimmabgabe und ein Politiker wegen literarischer Äußerungen als Dilettant zu verdächtigen sei; ob nicht Politik, Literatur und Denken wieder als eine einheitliche gesellschaftliche Angelegenheit und Kunst einzusehen seien; ob es nicht möglich sei, sie zur gesellschaftlichen Bedeutung der Musik zu erhöhen, will sagen, zur Bedeutung jener mißbrauchten Kunst, die den großen historisch-politischen Sphärenraum als Narkotikum ausgefüllt hatte. Und es entging den erwachenden Politikern nicht, daß die Tagespresse ein unerforschbares politikbildendes Instrument ist. Fast gleichzeitig versuchten es literarische Schriftsteller mit der politischen Berichterstattung aus dem Ausland. Gezeigt hat sich, daß Talent für die letzte Stillkunst, persönliches Stimmungsbild, anekdotischen Einfall und Pointe nicht die Schichten erleben, aus denen ein großer Stab von politisch wertvollen Publizisten erwächst.

Seit Kriegsbeginn leuchtet allgemein ein, daß vor allem die auswärtige Berichterstattung, ein untrennbarer Teil der Presse, zu verbessern ist. Sofort meldete sich der Materialist. Er rief nach Kabelleu statt nach Köpfen; nach einer neuen technischen Anlage statt nach einer höheren national-politischen Einsicht. Nebeneinanderhalten ist, wie die Aufgabe vor dem Kriege im Ausland und in Deutschland gestellt war und bewältigt werden konnte.

Dort Völker die sich als eine politische Einheit erfüllten hatten; internationalpolitisch in Einheit mit ihrer Presse.

Hier war man über die maßlosen Hahaussbrüche überrascht, weil man unbewußt die unzweideutige Haltung der französischen, englischen und russischen Zeitungen für ein „journalistisches Genre“ gehalten hatte. Anders brauchte man nicht so überrascht zu sein. In den vollkommenen Einklang zwischen der Macht der Presse und den Absichten der führenden Politiker zu glauben (der in deutschen Ländern fehlte), war man nicht imstande. Man meinte die Völker zu kennen, aus ihrer Ethnographie, aus ihrer Literatur, ihrem äußeren Leben, ihrer Kaufkraft und legte sie in (meist unterschätzenden) Symbolen von schwächer politischer Tragweite fest. Man tröstete sich mit dem internationalen Verkehr und Handel und sah darin die sicherste Friedensbürgschaft. O über diese kaufmännische Illusion der Völker-Gleichartigkeit, erzeugt durch die Oberfläche von Geschäft, Eisenbahn, Vergnügen, Geleise und Reise! Ein farbloser Schleier deckte die Völker zu, und die Kaufleute und Touristen glaubten, der Schleier sei der unzerstörbare Internationalismus.

Niesengestalten von einer höchsten, mehr als staatsmännischen Einsicht und Stärke, ausgestattet mit unbegrenzter Selbständigkeit und Sendungsvollmacht, hätten die Berichterstatte im Ausland sein müssen, um sich den übermächtigen Verhältnissen drinnen und draußen entgegenzusetzen. Die Mehrheit verfuhr nach der Regel der unpolitischen Auslandsbetrachtung. Sie löste die europäischen Hauptstädte (ausnahmsweise) in Handelspolitik, (hauptsächlich) in Psychologie, Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Romantik und Beitrag zur deutschen Parteipolitik auf; selten in eine Aktion zugunsten der internationalen Beziehungen. Die Journalisten der Ge-

gen mächtigsten Deutschland ganz in ihre international-politische Aktion auf; in das Land mit den bewehrten Franken, in das pangermanische Deutschland, in das Handelsdeutschland, das sich überall festsetzen will; stets in ein Deutschland, das politisch aufgefächert und immer, immer nur in seinen Beziehungen zu den Nachbarstaaten gezeichnet wurde. Sie meldeten Regungen, die im eigenen Lande geringfügig auf die leichte Kessel genommen wurden. Sie machten nach Kriegsbeginn in ihren Propagandaschriften mit deutsch-politischen Leitfragen bekannt, die in Deutschland kaum bekannt waren, mit den Leitfragen der gefährlichen Fortissimo-Patrioten, die sich als die geistigen Vertreter des Volkes aufgepielt hatten, ohne es zu sein. Millionen Deutscher erfuhren auf diesem Umweg, was verärgert worden war, was sie politisch hätten verrichten müssen und nicht vollbracht hatten; sie mußten erkennen, daß sie weder Schwungrad noch Triebfeder gewesen waren.

Ein Historiograph der deutschen politischen Publizistik sollte aber gelegentlich untersuchen, ob nicht vieles, was sich heute begibt, viele Einzelheiten, die erschüttert zu betrachten sind, von berufsmäßigen oder anderen Nachdenkern, Journalisten und Nicht-Journalisten lange vor dem Kriege warnend vorausgesagt worden sind. Er wird finden, daß so gut wie alles gesagt wurde, daß aber kein Gefühl für Gewichtseinschätzung gewaltet hat, daß tonlos verhallte, was man überall hätte hören müssen, und daß die Gehirne beherrschte — „der permanente blinde Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt“.

Eine Veranlassung, nichtpolitisch zu denken, besteht heute weniger denn jemals. Da sich die alleinsiehende Vernunft nicht von selbst überträgt, wird anzustreben sein, das innerste nationale Daseinsgesetz durch Aussprache und Mitteilung zu fördern. Journalismus, hier mit Absicht der Betätigung politischen Geistes nahegelegt, ist Mittel der geistigen Ausrüstung. Er hört auf, Lärm zu sein, wenn er entscheidende Stimmen gibt; wenn eine demokratische Presse die Zusammenfassung nationaler Intelligenz und nicht einen zufälligen Auszug enthält; wenn die Presse die Energien eines Volkes, das sich vollenden will, aufammelt und mit polemischer Würde zu politischen Zielen ordnet; wenn Ideen nicht mehr unschlüssig und nur theoretisch treiben; wenn sich Künstler und Denker das heilige Recht freier Einsamkeit wahren und doch im Gefühl mit der Gemeinschaft vereint sind, um den politischen Geist zu befruchten.

Wirklich befreit von dieser Welt ist niemand. Kein Geist bewegt sich umsonst. Und träumt das Genie hoch über die Menschen der Gegenwart hinaus, stürzt es sich seufzend über die Zeit in qualvolle Nächte: Einmal holt die Menschheit den Traum vom Himmel herab, einmal löst sie die Seufzer.

Die Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte von Verwirklichungen. Die politische Seele aber ist eine Schöpfung der Geister.

Das sei das Credo der Zukunft.

## Die Wiedergeburt des Geistes.

Zur geistigen Krise der Gegenwart.

Von Geh. Regierungsrat a. D. Dr. Rudolf Eucken.  
Ord. Professor an der Universität Jena.

Dringend wünschen und hoffen wir, daß aus den ungeheuren Erschütterungen der Gegenwart eine innerste Erneuerung des Lebens ein Hervorbereiten ursprünglicher Tiefen bei uns hervorgehen werde. Denn eine solche Zeit befundet deutlich, daß sich der Aufbau der Kultur nicht auf einem fest gegebenen Grunde und in stetigem Fortgang vollzieht, sondern daß immer wieder Lagen kommen, wo die bisherige Leistung als unzulänglich und der Gesamtstand als ungesichert empfunden wird, wo sich zugleich aber ein starkes Verlangen regt, einen neuen Standort zu erringen und Lebensquellen zu voller Wirkung zu bringen, die der gewohnheitsmäßige Verlauf der Dinge mit einer starken Kräfte überzogen hatte. Eine solche Lage empfängt uns heute: Wir haben schwere Enttäuschungen erlebt, aber auch viel Neues hat sich geregelt, unter widerstreitenden Eindrücken gilt es neue Wege zu suchen und auf die letzten Wurzeln unserer Kraft zurückzugehen.

Die Bedeutung der Kultur, wie sie uns vor dem Kriege einnahm, zu bemerken, wäre eine Torheit, sie hat uns nicht nur im einzelnen Unermeßlichen errungen, sie hat den Gesamtstand des Lebens gehoben, sie hat dieses unvergleichlich reicher, kräftiger, bewegter gemacht. Aber bei aller Größe litt sie an starker Einseitigkeit, sie baute von außen nach innen, von der materiellen und technischen Steigerung des Lebens erwartete sie eine durchgehende Hebung auch des ganzen und inneren Menschen. Mit den glänzenden Erfolgen der Arbeit sollte sich zugleich die Gesinnung und die moralische Haltung veredeln, die überströmende Mannigfaltigkeit der Leistungen aber schien sich mühelos zu einer Einheit zusammenzufinden. Ein starkes Selbstgefühl des Menschen trug dieses Streben, seine Kraft schien den Aufgaben voll gewachsen, und die Steigerung seines Wohlfühlens dünkte ein vollgenügendes Ziel. Nun haben die Eindrücke und Erfahrungen des Krieges uns dahin belehrt, daß die Sache minder einfach liegt, daß unser Leben schwere Verwicklungen in sich trägt, Verwicklungen nicht nur aus starren Grenzen nach außen hin, sondern auch aus harten Widersprüchen im eigenen Wesen. Mit unheimlicher Größe erhebt sich jetzt vor unseren Augen die Macht eines undurchdringlichen Schicksals. In ihm hängt nicht

nur das Wohlfühl und Leben des Einzelnen, auch das Ergehen ganzer Völker erscheint bedingt durch Faktoren, die unserem Willen gänzlich entzogen sind. So wird mehr als zuvor das Leben zu einem Kampf zwischen Freiheit und Schicksal.

Noch größere Probleme aber enthält der innere Stand der Menschheit, es erscheint hier nicht eine bloße Unvollkommenheit, nicht ein bloßes Zurückbleiben hinter notwendigen Zielen, sondern eine völlige Verlehrung der Gesinnung, ein Aufsteigen wilder, dämonischer Mächte. Wo die wachsende Kluft äußerer Beziehungen und das unablässige Reden von Internationalität uns eine innere Solidarität der ganzen Menschheit hoffen ließ, da ist jetzt Neid und Haß, Grausamkeit und Verdrüssungswut in abschreckender Gestalt ersichtlich geworden. Wo wir das Zusammenleben der Völker durch Recht und Moral geleitet glaubten, da überzeugen wir uns jetzt von der Ohnmacht dieser Mächte im Völkerleben, ja Treubruch und Verrat, sonst allgemein verachtet, sind dort jetzt tagesüblich geworden, unverkennbar ist eine sittliche Verwilderung.

Ueber das Verhältnis der Völker untereinander weist die Verwicklung vielfach auch in ihren inneren Stand hinein: Wir glaubten früher wohl, in der öffentlichen Meinung einen sicheren Prüffeld der Wahrheit zu haben, es glaubten viele von uns Frieden und Freundschaft der Nationen gesichert, wenn die breiten Massen des Volkes die Entscheidung politischer Fragen teilten. Die Erfahrung des Krieges hat uns eben die Massen oft als die wildesten Seher gezeigt und zugleich die Abhängigkeit der sogenannten öffentlichen Meinung von kleinen selbstischen Kreisen oft recht bedenklicher Art. Heute wird kaum jemand wagen, Volksstimme und Gottesstimme einander gleich zu setzen.

Solchem Verblaffen überkommener Ideale verbindet sich freilich vielfach ein überraschendes Hervorbereiten von Tüchtigkeit. Wir überzeugen uns, daß die heutige Menschheit keineswegs entnervt, keineswegs beladent ist, wir überzeugen uns, daß in jedem der kämpfenden Völker viel Kraft der Umgebung und Aufopferung wirkt, auch daß technisches Geschick sich sowohl in der Ausrüstung an die eigentümliche Lage als in der Erzeugung von Verteidigungs- wie Angriffswaffen in hervorragendem Maße erweist. Namentlich verdient in all diesen Stücken unser deutsches Heer und Volk Stolz und Bewunderung. Aber sobald wir wieder die Menschheit als Ganzes betrachten und die Gestaltung der Zukunft ins Auge fassen, finden wir uns in einem ungeheuren Konflikt: Gut und Böses scheint untrennbar miteinander vermengt, die Menschheit in völliger Zerspaltung und ohne ein gemeinsames Ziel, das die Gemüter heben und das Leben aller erfüllen könnte.

So auf die Grundfragen unseres Daseins zurückgeworfen, sehen wir einstweilen keinen Weg, das Gute vom Bösen, Vernunft und Unvernunft zu scheiden und das Gute zur Herrschaft zu bringen. Ohne eine gründliche Weiterbildung, ja ohne eine völlige innere Erneuerung kommen wir dabei nicht weiter. Das aber vollauf anzuerkennen, heißt zugleich erkennen, daß wir jenes nicht unmittelbar aus eigenem Vermögen, sei es durch kluge Reflexion, sei es durch kühnen Entschluß, zu erzwingen fähig sind: Wir erfahren deutlich die Schranken der Menschheit, und dem stolzen Selbstgefühl, welches alles durch den Menschen und für den Menschen ausrichten wollte, wird jeder Boden entzogen. Alle Hoffnung beruht darauf, daß das menschliche Leben in größeren, unsichtbaren Zusammenhängen steht, und daß von ihnen uns Kräfte geistiger Art zugeführt werden, die uns über das eigene Vermögen erheben und dem Streben sichere Ziele weisen. Bei solchem Umschlag der inneren Haltung mögen wir der Worte Pindars gedenken:

„Was ist einer, was ist einer nicht?  
Des Schattens Traum ist der Mensch.  
Doch wenn ein Strahl von Gott auf ihn fällt,  
Dann liegt heller Glanz auf dem Mann  
Und ein seliges Leben.“

Die Anerkennung dessen ist aber keine Aufforderung, die Hände in den Schoß zu legen und geduldig auf ein Wunder zu warten. Vielmehr müssen wir der Erneuerung und Erhöhung mit eifriger Arbeit entgegenkommen, entgegenkommen durch ein energisches Bekämpfen aller Verworrenheit und Verschwommenheit, durch ein mühtiges Angreifen aller Surrogate, die das Leben verfälschten, aller Gespreiztheit, die es verunstaltete, aller täuschenden Mittelgebilde, die Wahr und Unwahr, Tag und Nacht als gleichberechtigt behandelten und miteinander ausgleichen wollten; durch ein Ausstreifen endlich jener selbstbewußten Flachheit, welche emsig alle Metaphysik aus dem Leben vertrieb, ohne zu ahnen, daß sie ihm zugleich seine Seele raubte.

Haben wir aber so im Menschenleben ein schroffes Entweder-Oder erkannt, so gilt es auch, alle Menschenfurcht abzulegen, wahrhaftig an erster Stelle gegen uns selber zu sein, um es dann auch gegen die anderen sein zu können. Wenn die Menschheit mit ganzer Energie sich des blendenden Scheins erwehrt und einer inneren Erhöhung einen offenen Sinn entgegenbringt, dann dürfen wir hoffen, daß eine solche in Wahrheit ihr zugehen, und daß aus dem ungeheuren Wirrwarr eine Erneuerung des Lebens wie der Kultur aus ihren innersten Tiefen heraus ersprießen werde. Und nach der Tüchtigkeit, die das deutsche Volk heute dem wilden Aufsturm der halben Welt gegenüber erweist, dürfen wir glauben, daß es zu dieser Wiedergeburt im Geiste Wesentliches beitragen wird: Weibe es nur auch in geistigen Dingen seiner innersten Art getreu und rihte es seine ganze Kraft auf das, was schließlich allein das Leben lebenswert macht!

Verantwortlicher Leiter: Gustav Meyvert. — Druck und Verlag  
Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte

der G. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. H. —  
Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.